



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Reiseeindrücke aus Luxemburg.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Reiseeindrücke aus Luxemburg.

Als ich in meinem Coursebuch der Eisenbahnen und Posten vergeblich nach irgend welchen Angaben, die Luxemburg betrafen, suchte, schrieb ich diesen Mangel einer argen Nachlässigkeit der Herausgeber zu; ich war jedoch genöthigt, im Stillen einigermaßen diesen Vorwurf wieder abzubitten, als man mir auf dem Postamt in Trier auf meine Frage, wann die Post nach L. abginge, zur Antwort gab, es gäbe keine Personenpost nach dieser Stadt, die sich an preussische Posten anschloesse; aus dem „Trierschen Hofe“ fahre dagegen ein Personenwagen täglich dorthin und hätte ich daher mich daselbst des Nähern zu erkundigen.

In dem besagten Hotel — beiläufig gesagt, das beste in Trier und eines der besten in der ganzen Rheingegend — erfuhr ich, daß in Luxemburg die Post nicht vom Staat, sondern von Privaten besorgt werde, und daß der Wagen, der zweimal des Tages vom Trierschen Hof nach der Hauptstadt des kleinen Nachbarstaates abgehe, dort seinen Ruhepunkt im Hotel de Cologne nehme. Dieser Postdienst zwischen zwei Gasthöfen, obwol er für deren Besitzer, denen er die Reisenden gewissermaßen in's Haus setzt, seine unbestreitbaren Vortheile hat, war mir in der That etwas Neues und drängte mir die Vermuthung auf, in diesem von den großen Bahnen des Weltverkehrs entlegenen und wenig beachteten Ländchen noch völlig altväterische Zustände vorzufinden. Ein patriarchalisches Mittelding zwischen Omnibus und Postwagen von einem so unerbittlich maufsaulen Conducteur geleitet, wie ich aus meiner Erfahrung mich nicht erinnern kann, ihn je gefunden haben, trat dann auch wirklich Nachmittags 3 Uhr seinen Weg an, der etwa 6 deutsche Meilen beträgt und in eben so viel Stunden zurückgelegt wird. Da ich mehrere Tage in L. bleiben wollte und nicht ganz ohne Besorgniß über den Gasthof war, dem ich so zu sagen ausgeliefert werden sollte, so wagte ich einige vorsichtige Fragen an den Conducteur über diesen Punkt, auf die ich jedoch nichts Weiteres herausbekam, als ein dumpfes, mürrisches Brummen, das möglicher Weise im Landesdialekt artikulirte Laute bedeutete, meinen

Ohren dagegen eben so unlieblich, als unverständlich erklang. Der Würdige war offenbar gut gewählt, um wenn auch keine Empfehlungen, so doch auch keine für den Vortheil seiner Herrschaft nachtheilige Angaben zu machen.

Das erste Drittel des Weges führt noch durch preussisches Gebiet und durch eine anmuthige Gegend; zur Linken die Mosel in mannigfachen Krümmungen, rechts ein Höhenzug, der theils in schroffen Abhängen unmittelbar die Straße begrenzt, theils malerische Thalschluchten eröffnet. Die erste Station liegt auf der Grenze des Großherzogthums, und während die Pferde gewechselt wurden, examinierte mich ein übrigens sehr höflicher Gensdarm über meine Legitimation und allerlei andre Umstände, wie z. B. Zweck der Reise &c. Auch derartige Inquisitionen auf der Landesgrenze ist man nicht mehr gewohnt in den deutschen Bundesstaaten, wo die Nachfrage nach den Pässen erst in den Gasthöfen anfängt, mit Ausnahme Berlins, wo man die Reisenden auf den Bahnhöfen abfängt und die Unglücklichen, welche zu leicht befunden werden, nach dem Polizeiamt dirigirt.

Von nun an begann der Weg zu steigen und das Land einen andern Charakter anzunehmen, indem die Straße das Moselthal verließ. Das luxemburgische Gebiet ist ein Hochplateau von mäßiger Höhe und zum großen Theil bewaldet. Es bietet nicht diese weiten und schönen Thalgründe, welche die Moselgegend um Trier herum auszeichnen. Schmale und tiefe Einsenkungen, durch welche kleine Flüsse der Mosel zueilen, unterbrechen zuweilen die im Uebrigen zwar nicht unschöne, aber doch etwas einförmige Landschaft. Da wir uns schon im Anfange des September befanden, fiel der letzte Theil der Reise in die zunehmende Dämmerung, und die Nacht war vollständig eingebrochen, als wir in Luxemburg anlangten.

Das Erste, was ich von der Stadt wahrnahm, waren die gewaltigen, zum Theil in die Felsen gehauenen Festungswerke, deren Dimensionen die Dunkelheit noch vergrößerte. Als wir über den gemauerten Viadukt fuhren, der über das von der Alfette gebildete Thal hinweg die Außenwerke mit der innern Stadt verbindet, gewährten zahllose Lichter, die nach beiden Seiten hin aus der Tiefe heraufschimmerten, — sie blinkten aus den Fenstern der dort liegenden Vorstädte — einen phantastisch schönen Eindruck. Sobald wir die Thormache erreichten, trat ein preussischer Soldat hervor und richtete an die Mitreisenden nacheinander die Fragen: „Woher kommen Sie?“ „Wo werden Sie wohnen?“ „Wie lange denken Sie hier zu bleiben und zu welchem Zwecke?“ die endlich mit der Abforderung des Passes, sofern man einen besaß, und der Mittheilung schlossen, man werde ihn durch die Polizei zurückerkhalten. Ich war beinahe geneigt zu glauben, ich befände mich, einmal in Luxemburg, im Zustande einer halben Gefangenschaft, statt daß in der Wirklichkeit vielleicht in keinem deutschen Staate die Polizei dem Fremden so wenig lästig fällt, als gerade hier. Dies ganze Ceremoniell, womit man die Reisenden empfängt, ist nichts als eine Seitens des

Garnisonscommando eingeführte Etiquette, welche der Bundesfestung zu Ehren besteht, und man kann darauf antworten, was Einem gerade beliebt, da Niemand auf die so feierlich eingezogenen Erkundigungen einen Werth legt.

Nach einem ziemlich kurzen Wege durch die innere Stadt führen wir in den Hof des Hotels ein, welcher der Zielpunkt der Fahrt unseres Personenwagens war, und da ich keinen Grund hatte, einen andern Gasthof für besser zu halten, so bestellte ich mir in diesem ein Logis. Beinahe hätte ich meinen Entschluß wieder zurückgenommen, als ich das Zimmer oder vielmehr die Zelle betrat, welche mir angewiesen wurde. Das äußerst kleine Gemach wurde fast zur Hälfte durch ein unverhältnißig großes Bett eingenommen, auf dessen oberem Ende sich ein so winziges Kopfkissen befand, daß es sicher keine leichte Aufgabe war, dasselbe die Nacht hindurch unter dem Kopfe zu behalten. Eben so sparsam war das Bettlaken zugemessen, das sich in Folge dessen, sobald man sich niederlegte, zusammenrollte und verschwand. Das ganze Meublement des Zimmers bestand sonst nur aus einer schweren Nußbaumcommode, zwei Strohstühlen und einem roh gezimmerten, mit Delfarbe angestrichenen Tisch, der zugleich als Waschtisch diente. Ich gestehe, daß diese spartanische Einrichtung meinem Geschmacke nicht im Geringsten entsprach. Bei den bescheidensten Ansprüchen verlangt man denn doch zum Mindesten ein Sopha. Ich glaubte anfangs, man hätte mir die schlechteste Kammer im ganzen Hause gegeben, sah jedoch in der Folge, daß die Einrichtung des Hotels überhaupt nicht darauf berechnet war, den Gästen Bequemlichkeiten auf ihren Zimmern darzubieten. Man erwartete, daß dieselben sich zu ihrem Aufenthalt des großen Gastzimmers bedienen würden. Hier versammelt sich schon des Morgens Alles zum Kaffee, und auch im Laufe des Tages verweilt man größtentheils daselbst, insofern man nicht außerhalb des Hauses ist. In allem Uebrigen war der Gasthof — der beste in Luxemburg, wie man mir sagte — zwar einfach, aber gut und ausnehmend billig; in Betreff der Zimmer jedoch sind die Fortschritte der modernen Hotelwirthschaft noch nicht bis nach Luxemburg gedrungen.

Luxemburg ist für den, welcher die Moselgegenden bereist, eines kleinen Abstechers nicht unwerth. Die gewaltigen und auch durch ihr Neußeres imponirenden Festungswerke, wie die eigenthümliche, pittoreske Lage der Stadt, hinterlassen dem Besucher einen dauernden Eindruck. Der innere Theil der Letzteren, welcher zugleich die eigentliche Festung bildet, liegt auf einem Felsen, der auf drei Seiten durch den tiefen Thalgrund der Alfette, eines kleinen Flusses, umgeben wird und nur nach Westen hin mit dem übrigen Lande in ebener Verbindung steht. Schroffe Felsenvorsprünge fallen von allen Seiten in das Thal hinab, in welchem sich um den halben Umfang der Stadt etwa die Vorstädte herumziehen. Auch diese sind noch in dem Bereich der mächtigen Außenwerke, die sich bis auf den querüberliegenden Rand der Schlucht erstrecken. Die neuere Befestigungskunst mit ihren einförmigen Wällen gewährt meistens nichts Anziehendes für

das Auge; nicht so in Luxemburg. Die zum Theil in die Felsen gehauenen und mit Mauern und Bastionen, die noch früheren Jahrhunderten angehören, versehenen Werke bieten einen bei weitem großartigeren Anblick, als irgend eine der mir bekannten Festungen. Nach der Westseite hin, wo die natürliche Festigkeit dem Plage fehlt, und welche die einzige ist, gegen die eine regelmäßige Belagerung unternommen werden könnte, hat man durch verdoppelte Stärke der Befestigungen den Mangel ziemlich erfolgreich ersetzt. Trotz alledem hat Luxemburg im Fall eines Krieges mit Frankreich gegenwärtig nicht die Wichtigkeit einer Festung ersten Ranges. Theils liegt es zu entfernt von den großen Linien, die besonders jetzt, nach dem Bau der Eisenbahnen, die strategischen Operationen verfolgen werden, theils ist es nicht im Stande, eine mehr als mäßige Besatzung in seinen Wällen aufzunehmen, deren Casemattirung, weil sie zum großen Theil aus den Felsen selbst bestehen, schwierig und deshalb mangelhaft ist. Der Feind könnte sich, ohne deshalb gefährvolle Eventualitäten zu laufen, mit einer schwachen Blokade des Platzes begnügen; denn selbst im Fall eines Unglücks würde weder die Zahl der Besatzung, noch ihre von der großen Operationslinie zu entfernte Lage ihn mit einer ernstlichen Behinderung seines Rückzuges bedrohen.

Was zu dem gebildeteren Theil der Einwohnerschaft gehört, wohnt fast ausschließlich in der inneren Stadt, während die Vorstädte die arbeitenden Classen und den kleinen Handwerkerstand in sich schließen. Die Bevölkerung, welche ohne die zur Zeit meines Aufenthaltes bis auf 5000 Mann verstärkte preussische Garnison etwa 13000 Seelen beträgt, ist zu fast gleichen Hälften zwischen der Stadt und den Vorstädten vertheilt; doch waltet in anderer Beziehung ein merkbarer Unterschied ob. Der Firniß des Franzosenthums, der dem Verkehr der Gebildeteren anklebt, herrscht in der Stadt ausschließlich vor; man sieht nirgends ein deutsches Schild an den Kauf- und Waarenläden, obwol der Mehrzahl nach deutsche Namen, die dem französischen Wesen zum Trotz auf den deutschen Ursprung hinweisen. Zuweilen figuriren sie allerdings in komischen französischen Zusammenstellungen, z. B. Rizsche-Namur, Schulze-Masson &c. In den Vorstädten dagegen finden sich viele deutsche Aufschriften. Die Bevölkerung des Theils von Luxemburg, der nach der belgischen Revolution von dem früheren Großherzogthum abgetrennt wurde, und das bis auf weniger als die Hälfte verkleinerte jetzige bildet, ist unstreitig überwiegend deutschen Stammes; die Lage des Landes jedoch auf einer Sprachscheide und seine wechselnden politischen Schicksale, die es seit Jahrhunderten unter die Botmäßigkeit verschiedener fremder Nationen brachten, haben einen Dialekt erzeugt, der für einen Deutschen, mag er immerhin unserer gewöhnlichen plattdeutschen Mundarten völlig kundig sein, fast gänzlich unverständlich ist. Die Stadtbewohner und auch selbst die unteren Stände sprechen nun zwar hochdeutsch, wenn auch erträglich nur die Gebildeten, welche Letzteren es übrigens nur im Verkehr mit Deutschen thun, während sie

in ihren gefelligen Circlen des Französischen und im engeren ungenirten Kreis der Häuslichkeit zuweilen des Luxemburgischen sich bedienen; das Landvolf dagegen beschränkt sich ganz auf das Landesidiot, welches Verwandtschaft sowol mit dem Flämischen, wie dem Wallonischen hat, von Beiden aber schon durch diese entgegengesetzte Mischung, wie durch seine eigenthümlichen Bestandtheile wesentlich verschieden ist.

Meine Ankunft fiel gerade in die letzten Tage der sogenannten Schobermesse, die, obwohl sie nur ein großer Jahrmarkt ist, für Luxemburg und die Umgegend dennoch ihre Wichtigkeit hat. Sie findet einmal jährlich statt und die 14 Tage, welche sie währt, bilden den Glanzpunkt der Vergnügungen, welche das ganze Jahr der kleineren Bürgerschaft und den untern Klassen gewährt. Die eigentlichen Kaufbuden waren bereits weggeräumt; auf einem freien Platz jedoch, einige hundert Schritte vor den Festungswerken auf der Westseite der Stadt, waren noch zwei Reihen von improvisirten Vergnügungsbuden, wandernden Comödianten, Seiltänzern, Kunstreitern, Jongleuren und Athleten, Panoramen und Wachsfigurencabinetten zurückgeblieben, die den ganzen Tag über einen zahlreichen Schwarm von Beschauern und Gaffern anzogen, unter denen man auch die Honoratioren in den spätern Nachmittagsstunden antraf. Die einzelnen Gesellschaften hatten zum Theil eigene Musikbanden, die wetteifernd eine schreckliche Concurrenz von allerhand Tänzen und Märschen zum Besten gaben, während die Bajazzos auf den Gerüsten vor den Buden herumsprangen, durch Sprachröhre, Lobpreisungen ihrer Truppen hinaus schrien, ja zuweilen auch die letzteren selbst im Costüm erschienen und Tänze aufführten, welche das Publicum begierig nach den eigentlichen Vorstellungen machen sollten. Es schien mir jedoch, daß die unbemitteltere und größere Masse es gerade deshalb vorzog, sich umsonst an dem zu ergößen, was sie außerhalb der Bude sah und auf den Eintritt in das Innere, der Entrée kostete, verzichtete. Diese Wahrnehmung brachte die unglücklichen Bajazzos mitunter zu possenhaften Wuthausbrüchen, die sie über die gaffende Menge ergossen, ja Einige aus dieser, welche sich zu nahe an den Eingang wagten, wurden von dem Hanswurst mit Gewalt gepackt, und an die Kasse abgeliefert, obwol es zweifelhaft blieb, ob ihr aus einer derartigen Operation irgend welche Vortheile erwachsen. Ich erinnere mich bei der Kunstreitergesellschaft ein junges Mädchen gesehen zu haben, deren anmuthige Gestalt und interessante Gesichtszüge von einer tief brünetten, südlichen Färbung — wahrscheinlich mochte sie aus zigeunerischem Blute stammen — mir auffielen. Sie wurde Marietta genannt und gewiß würde mancher der jüngeren Officiere oder der Luxemburger „Dandys“ sich der Kleinen zu nähern versucht haben, hätte sie nicht die Furcht vor der Klatschsucht einer provinziellen, ganz auf sich selbst angewiesenen Gesellschaft und das unausbleiblich daraus erfolgende Verdikt davon abgehalten. Am letzten Tage der Messe zogen die gastirenden Seiltänzertruppen zu Pferde, im theatralischen Costüm und mit

Russk durch die Straßen der Stadt und diejenige Marietta's gab noch auf dem Hauptplatze eine Vorstellung auf einem Seile, das von einem hohen Gerüst nach dem Dachfenster eines Hauses gezogen war. Zwei Leinen an dem Gürtel desjenigen befestigt, der diese schmale und schwindelnde Straße betrat, und von Nebenstehenden gehalten, entfernten allerdings die sonst halbsbrechenden Gefahren dieser Künste, denen, da die hübsche Marietta nach zuvor glücklich vollführter Beschreitung des Seiles selbst unter dem Publicum sammeln ging, und sehr geschickt ihre Auswahl zu treffen wußte, eine ziemlich reichliche Belohnung ward.

Luxemburg zeichnet sich durch keine merkwürdigen Bauten aus — wenn man nicht die Festungswerke darunter begreifen will — und auch seine allgemeine Bauart ist ohne prägnanten Charakter. Die innere Stadt ist jedoch von gefälligem Anblick und ohne schöner Straßen oder imposanter Plätze sich rühmen zu können, fehlt es ihr nicht ganz an einem gewissen hauptstädtischen Aussehn. Jedenfalls verspricht sie, wenn man sich ihr von der Trier'schen Straße her nähert bei weitem mehr, als man späterhin vorfindet. Die landschaftliche Partie, welche das schon erwähnte Thal der Alfette, die darin liegenden Vorstädte, die Festungswerke und die schroffen Felsenbildungen darbieten, ist in hohem Grade anziehend; hat man aber das Innere betreten, so hört jede interessantere Eigenthümlichkeit auf.

Der französische Firnis, der hier gewissermaßen die Cultur repräsentirt, offenbart sich auch in dem officiellen Staatswesen. Die Erlasse der Behörden und öffentliche Anschläge sind durchgängig in ihrem Haupttext französisch, und nicht immer ist eine deutsche Uebersetzung beigelegt. Das coursirende Geld ist nicht nur zum großen Theil französisch oder belgisch, sondern auch die Berechnung wird nach französischem Münzfuß gemacht. Da in Folge der zahlreichen preussischen Garnison auch viel preussisches Geld circulirt, so verliert man in den kleineren Stücken desselben stets Etwas durch ihre Uebertragung in Francs und Sous. Eigene Münze schlägt Luxemburg gar nicht und könnte man diese Enthaltbarkeit unseren kleineren deutschen Staaten nur sehr empfehlen.

Ich hatte während meiner ersten Anwesenheit in Luxemburg keine Gelegenheit, mit der eigentlichen Gesellschaft zusammenzukommen. Mein Umgang beschränkte sich auf einige mir bekannte Officiere der dortstehenden preussischen Artillerie, die mich in den Kreis ihrer Kameraden einführten, bei denen ich, wie es bei dem Officiercorps dieser Waffe vorwiegend der Fall ist, eine eben so liebenswürdige, als gebildete Geselligkeit traf. Obwol zwischen dem preussischen Officiercorps und den gebildeten Ständen der Einwohnerschaft natürlich vielfache Berührungen stattfinden, so herrscht doch eine merkbare Scheidung zwischen diesen beiden Theilen der Gesellschaft. Man sieht sich dritten Ortes in Concerten oder auf Bällen, im engern Familienkreise sind jedoch mit wenigen Ausnahmen nähere Beziehungen selten.

Fast zwei Monate später, nach meinem im Vorgehenden berichteten Aufenthalt, mußte ich noch einmal nach Luxemburg reisen. Wieder nahm ich meinen Weg über Trier, und wieder kam ich auf der Privatpost mit dem schweigsamen Conducteur zusammen. Da ich diesmal der einzige Passagier war, so saßen wir zusammen im Cabriolet und fuhren, ohne während der sechsständigen Reise eine einzige Silbe mit einander zu wechseln, an einem nebeligen Novembertage unseres Wegs. Das Hotel de Cologne nahm mich abermals auf, und ich erhielt ein Zimmer, genau von der Größe und Ausstattung meines vorigen; hatte ich das erste Mal dieses proletariemäßige Logis mit Ergebung ertragen, so lehnte ich mich jetzt jedoch energisch dagegen auf, da es trotz der rauhen Jahreszeit nicht heizbar war. Man wies mir hierauf ein anderes an, das bei sonst entsprechenden Bequemlichkeiten sich durch den Besitz eines eisernen Ofens, der ungefähr den Umfang eines großen Topfes hatte, vor jenem hervorthat. Wenn ich die Zeit, welche ich darin zubrachte, beharrlich darauf verwandte, die drei mageren Scheite Holz, welche gleichzeitig im Ofen Platz fanden, zu erneuern, so gelang es mir nach und nach eine Temperatur zu erzeugen, in der wenigstens mein Bart nicht durch allerlei zarte Figuren gefrorenen Hauches arabeskenhaft verziert wurde.

L. befand sich gerade im glänzendsten Strom seiner politischen und gesellschaftlichen Saison. Die Kammer war seit ein paar Wochen zusammengetreten, und der Prinz Heinrich der Niederlande, Bruder des Königs und Statthalter des Großherzogthums, welcher sie eröffnet hatte, verweilte noch daselbst und gab durch seine Anwesenheit Veranlassung zu verschiedenen Festlichkeiten. Es ist hier vielleicht um so mehr der Ort, Etwas über die politischen Zustände L.'s zu bemerken, als dieselben eine in mancher Hinsicht erfreuliche Anomalie unter den jetzt in Deutschland herrschenden bilden.

Die jetzige Verfassung L.'s datirt aus dem Jahre 1848. Sie ersetzte ein an öffentlichen Freiheiten ziemlich karges Statut, welches dem Lande nach seiner Abtrennung von Belgien, dem es gewissermaßen provisorisch nach der Septemberrevolution zugefallen war, vom König der Niederlande octroyirt wurde. Aus dieser früheren Zeit mag nur bemerkt werden, daß Anfangs der vierziger Jahre Herr Haffenpflug auf seinen ministeriellen Kreuz- und Querzügen auch hier eine Zeitlang Minister war, und daß, wenn er keine Gelegenheit fand, Spuren seiner Anwesenheit zu hinterlassen, wie sie Kurhessen wol noch auf Generationen empfinden wird, doch die Rück Erinnerung an diesen Vertreter christlich-germanischer Staatskunst den Gefühlen entspricht, die er überall anderswo hervorgerufen hat. Die Märzrevolution verhalf Luxemburg, wie vielen andern deutschen Staaten, zu einer neuen, höchst liberalen Verfassung, die bis jetzt vor ihren ehemaligen Collegen den erfreulichen Vorzug hat, sich behauptet zu haben. Das Großherzogthum ist gegenwärtig der einzige Staat in Deutschland, der eine „parlamentarische“

Regierung, d. h. eine solche besitzt, die aus der Majorität der Landesvertretung hervorgeht. Diese letztere besteht nur aus einer Kammer, was bei sehr kleinen Staaten jedenfalls dem complicirteren constitutionellen Mechanismus vorzuziehen ist, dessen größere Staaten nicht entbehren können. Das Wahlrecht dieser Kammer ist, wenn nicht unbeschränkt, was ich nicht genau weiß und nicht eben geneigt wäre, vortrefflich zu finden, so doch auf sehr breiter Grundlage. Die Preßfreiheit, die auf Geschworneneinrichtungen basirte Justiz, die Garantien der Bürger gegen polizeiliche Willkür — sind Alles noch jene Mäzerrungenschaften, die sonst in ganz Deutschland der Strom der Reaction völlig hinweggeschwemmt hat. Hausdurchsuchungen, Ausweisungen und andere polizeiliche Maßregelungen trifft man in dieser kleinen unglücklichen Dase politischer Freiheit nicht an. Allerdings hat der hohe Bundestag oder wenigstens der letzte Präsident desselben, Graf Thun, bereits seiner Zeit über dergleichen „revolutionaire Zustände“ dem Luxemburgischen Gesandten am deutschen Bunde sein entschiedenes Mißfallen ausgesprochen und die Ermahnung hinzugefügt, die nöthigen „Reformen“ selbst vorzunehmen, um dem Einschreiten des Bundes zuvorzukommen. Wir zweifeln auch nicht, daß Herr v. Prokesch-Osten, sollte er sich einmal an L. erinnern, dieselben freundschaftlichen Wünsche, wie sein Vorgänger, für dessen Rettung aus der Anarchie documentiren wird; da das Ländchen aber geographisch so entlegen ist, um die Ansteckung weniger gefährlich zu machen und auch sein fast französisch zu nennendes Staatswesen die Schmach so unsittlich revolutionärer Institutionen weniger empfindlich für Deutschland macht, so hat es Aussicht, falls sein Herrscher, wie man hoffen darf, nicht die Initiative am Bunde ergreift, im Besiz seiner glücklichen Anarchie zu bleiben.

Die Parteien spiegeln hier, im Kleinen, das getreue Bild des benachbarten Belgiens ab, wie denn überhaupt Luxemburg wie ein Bruchstück desselben erscheint, das durch eine politische Revolution von seinem größeren Ganzen abgesplittert worden ist. Die Katholischen und Liberalen fechten auf dem beschränkten Theater des Großherzogthums ihre Kämpfe, die dem Sturme in einer Kaffeetasse freilich nicht ganz unähnlich sind, mit nicht geringerer Erbitterung aus, als in dem flämisch-wallonischen Königreiche. Die liberale Partei, deren zwei Hauptführer die Gebrüder Metz sind, ist seit einigen Jahren im Besiz der Herrschaft; der eine der Metz ist Präsident der Kammer, der andere das wichtigste Mitglied der Verwaltung, deren Mitglieder den Titel Generaladministratoren führen, und deren Vorsitzender Herr Bilmor ist.

L. besitzt auch eine ziemlich zahlreiche Localpresse, wenn gleich, wie es bei einem kleinen, und von allen Communicationen mit dem großen Welttheater abgeschnittenen Lande nicht anders sein kann, die Leistungen derselben weder von großem Talent noch höhern politischen Anschauungen Zeugniß geben. Das Hauptblatt der Courier de Louxembourg ist nur französisch geschrieben. Er giebt die

Referate der Kammer gleichfalls nur französisch, wobei ich nicht weiß, da ich, wie ich beschämt eingesteh, die Sitzungen der hohen Versammlung nie besucht habe, ob bei den Debatten nicht auch andere Dialekte gebraucht werden. Die übrigen Blätter sind gemischt aus französischen und deutschen Artikeln, nicht etwa, wie z. B. der *Courier d'Alsace* in Straßburg mit doppeltem Text in beiden Sprachen, sondern, wahrscheinlich nach Berechnung des Leserkreises für ihre Nachrichten und Artikel, die einen deutsch, die andern französisch. Doch wiegt die Masse der Letztern vor. Von deutschen Blättern ist an öffentlichen Orten fast nur die „*Kölnische Zeitung*“ zu finden; dagegen sieht man mehrere Pariser Blätter und vor Allem die „*Indépendance belge*“, die den Luxemburger Zuständen eine Aufmerksamkeit widmet, welche beweist, daß die Belgier sie noch immer wie nur gewaltsam ihnen entrisse Compatrioten betrachten. In Luxemburg wird diese Gesinnung völlig erwidert, und gewiß würde das Großherzogthum, stände ihm die Wahl frei, mit Aeclamation für den Anschluß an Belgien sich erklären. Nächstdem sind unleugbare Sympathien für Frankreich vorhanden, die allerdings, wie ich vermüthe, seitdem das Kaiserthum dort die militairische Despotie errichtet hat, bedeutend gewichen sein werden. Für Holland hegt man in L. keine Neigung, obwol die Dynastie gewiß viel beliebter ist, als das niederländische Volk. Es kommt dazu, um das Verhältniß zwischen dem Königreich und dem Großherzogthum zu trüben, daß das Erstere an dieses die Forderung der Uebernahme von 7 Millionen Gulden der holländischen Staatsschuld stellt, welches die luxemburgische Kammer, die einem wahren Fanatismus von Sparsamkeit huldigt, hartnäckig verweigert. L. macht den Niederlanden eine Gegenrechnung, wobei es, glaube ich, nicht nur die 7 Millionen tilgt, sondern auch noch seinerseits Forderungen herauscalculirt. Die Erbitterung hierüber ist so groß zwischen den zwei Regierungen, daß, obwol beide Länder einen Herrscher haben, es gut scheint, daß ihre geographische Lage ihnen keinen andern Krieg, als höchstens in Luftballons zu führen gestattet, worauf sie, in Betracht der mangelhaften Entwicklung dieser zwar höchst schätzenswerthen, aber unsichern Fahrzeuge hoffentlich verzichten werden. Um Deutschland bekümmern sich die Luxemburger gar nicht, außer daß sie mit mißtrauischer Angst eine Schwälerei ihrer Freiheiten von dort aus befürchten, und leider kann man sich nicht verhehlen, daß, wie es gegenwärtig in unsrem Vaterlande aussieht, diese Furcht sehr gegründet ist und die Verbindung mit dem deutschen Bund Luxemburg andere Vortheile nicht bietet.

Ich lernte diesmal die Luxemburgische Gesellschaft, wenigstens ihrer äußern Erscheinung nach, auf zwei Vällen kennen, welche zu Ehren des Prinzen Heinrich gegeben wurden. Der erste ging von dem Bürgerschützenverein aus, und sowol die eigentliche „*haute volée*“, als die mittleren Bürgerklassen nahmen daran Theil. Die Localität und äußere Ausstattung des Festes waren sehr einfach; desto vor-

theilhafter jedoch präsentirte sich der vornehme Theil der Damengesellschaft, die Luxemburgerinnen nämlich, denn ohne sonst der Liebenswürdigkeit meiner Landsmänninnen zu nahe treten zu wollen, muß ich doch gestehen, daß man in der Regel an dem Glanz und ausgesuchten Geschmack der Toilette erkennen konnte, daß ihre Trägerin eine Luxemburgerin und nicht eine Dame der preussischen Officierkreise war. Die wohlhabende Damenwelt bezieht hier alle Gegenstände ihrer Garderobe und ihres Putzes aus Paris und besitzt jene feine Gabe der Französimen, die auf diesem Felde den Frauen aller anderen Länder entschieden überlegen sind.

Der Ball begann, sobald der Prinz mit seinem Gefolge erschien; der Chef der Regierung, Herr Billmar, führte ihn ein, und gab zugleich mit dem Rufe: „Vive le prince lieutenant-général de sa Majesté“ das Signal zu einem allgemein ausgebrachten Lebehoch, dem das Orchester den Oranienmarsch folgen ließ. Der Prinz-Statthalter, etwa 30 Jahre alt und von gewinnendem Aeußern — namentlich erweckte der milde Ernst seines gedankenvollen Auges unwillkürlich die Erinnerung an seine großen Vorfahren — trug das gewöhnliche schwarze Ballkleid, mit einem Ordenssterne auf der Brust. Sein gesellschaftliches Benehmen zeigte einige Befangenheit, jedoch tanzte er ziemlich fleißig und vornehmlich Walzer, deren, als seines Lieblingstanzes, die Tanzordnung auch vorzugsweise viele enthielt. Die Mischung der Gesellschaft war übrigens mehr scheinbar, als wirklich. Die feinere Damenwelt hielt sich abgeschlossen an einem Theile des Saales, und wenn auch die Tänzer des ersten Circels verschiedentlich die hübschen Tänzerinnen des zweiten sich aussuchten, so dürften doch die Tänzer des letztern schwer von einer Dame der „*crème de la société*“ ein Engagement erhalten haben.

Einige Tage darauf gab das preussische Officiercorps in dem Locale seines Casino dem Prinzen ein Concert nebst Ball, dem diesmal nur die vornehme Gesellschaft beiwohnte. Der Prinz erschien in der Uniform eines holländischen Admirals, die ihm ungleich besser stand, als der einfache Civilanzug. Da das Luxemburgische Contingent in Diekirch und Echternach garnisonirt, so haben auf den Bällen der Hauptstadt die preussischen Officiere, denen man nicht absprechen kann, daß sie hier, wie fast durchgängig, sehr gute Tänzer sind, einen unbestrittenen Vorrang. In dieser Beziehung würden gewiß die Luxemburgerinnen den Verlust der preussischen Besatzung sehr bedauern.

Der Aufenthalt des Prinzen schloß nicht auf befriedigende Weise ab, da die Kammer, ihrem Sparsamkeitsprincip getreu, die geringe Dotation von 48,000 Franken, welche die Regierung für ihn forderte, verwarf, worauf der Statthalter ziemlich verstimmt das Großherzogthum verließ. Diese unter den obschwebenden Verhältnissen keineswegs einsichtsvolle Knickerei ist jedoch bald darauf reparirt worden.

Die Lebensfrage für Luxemburg ist gegenwärtig der Bau der Eisenbahn, welche von Namur über Luxemburg und Trier die große belgische Bahn mit der

pfälzischen Ludwigsbahn und dadurch mit den süddeutschen Bahnen in Verbindung setzen soll. Die materiellen, wie socialen Verhältnisse des Landes würden hiermit einen außerordentlichen Aufschwung nehmen, Luxemburg auch als Festung — woran der Einwohnerschaft weniger gelegen sein dürfte — wieder eine erhöhte strategische Bedeutung gewinnen. Da die Nachbarstaaten, Belgien und Preußen, namentlich das Erstere, den besten Willen zu diesem wichtigen Unternehmen zeigen und die Luxemburgische Vertretung in löblichster Selbstüberwindung mit Beseitigung aller Sparsamkeitsrückichten ihrerseits alle erforderlichen Bewilligungen gemacht hat, so wird hoffentlich in wenig mehr als fünf Jahren — insofern der europäische Friede erhalten bleibt — das Großherzogthum in die große Kette der continentalen Schienenwege mit eingereiht sein. Glücklichere Touristen werden dann wohl nicht mehr meine Leiden in spartanischen Zimmereinrichtungen und topsartigen Defen durchzumachen haben und auch der schwereren Qualen überhoben sein, die mir auf meinem Rückwege, den ich auf der Straße nach Aachen antrat, ein Luxemburgischer Privat-Postwagen während einer unendlichen Nacht bereitete, in der ich auf einem abschüssigen Rückstze, im Rücken eine große Glascheibe, eine gefährliche Krisis zwischen Schlafen und Wachen verbrachte.

## Geschichte der französischen Revolution von 1848

von

Daniel Stern (Gräfin Marie d'Agoult.)

(S c h l u ß.)

Es entstand in der Assemblée ein noch verborgener Antagonismus, der sich aber von Tag zu Tage deutlicher aussprechen sollte, um bald zum völligen Ausbruche zu kommen. Man konnte es bereits sehen, daß das Land nicht mehr zwischen der Freiheit und Lizenz, sondern zwischen der Autorität und der Diktatur herumzuschlagen werde, zwischen dem General Eugen Cavaignac und dem Prinzen Louis Napoleon Bonaparte.

Allem Anscheine nach fühlte Lamartine dies, aber er beharrte bei seinem Entschlusse. Nachdem er von seinen Collegen die Einwilligung zu einem Verbannungsdecrete gegen Ludwig Napoleon erhalten, beschloß er, dasselbe in der Sitzung vom 12. Juni vorzuschlagen, und wo möglich noch am nämlichen Tage ein günstiges Botum durchzusetzen.

Da trotz des Gesetzes gegen die Zusammenrottungen das Volk fortfuhr, das Palais Bourbon zu umgeben und fast während der ganzen Dauer der Sitzungen daselbst zu verbleiben, beschloß man, die Versammlung an jenem Tage durch eine